



Insel der Seligen

Vom diffusen Meer der Möglichkeiten will sich die Kirche abgrenzen, um nicht unterzugehen. Sie setzt auf Altbewährtes. Wie andere Organisationen wird sie merken – das ist nicht die Lösung, sondern das Problem **VON ARMIN NASSEHI**

Über die Zukunft der Kirchen nachzudenken ist nicht nur ein religiöses, spirituelles oder theologisch-ökumenologisches Thema, sondern auch eines, das mit handfesten Ressourcen zu tun hat.

Der sinnfälligste Ausdruck einer Krise des Kirchlichen ist der Mitgliederschwund. Dieses Schicksal teilen die Kirchen freilich mit anderen Organisationsformen. Diese Parallellität kommt etwa darin zum Ausdruck, dass die beiden großen Kirchen wenigstens in der bundesrepublikanischen Vergangenheit etwa so viele Mitglieder hatten, wie die beiden ehemals großen Parteien bei Bundestagswahlen gemeinsam an Stimmen erzielt haben. Die Rate lag bei circa 90 Prozent der Bevölkerung beziehungsweise der Wählerinnen und Wähler. Heute kommen diese beiden Gruppen auf kaum mehr 50 Prozent. Im Falle der Kirchen wird das auch als Ressourcen- und Finanzierungsproblem wahrgenommen.

Daran schließt man übliche verdächtige Sätze an, etwa über die Individualisierung und Pluralisierung von Lebensformen und Weltbildern, die Volatilität von Lebensverhältnissen, aber auch Diagnosen wie Säkularisierung und Rationalisierung. All das ist nicht ganz falsch und nicht ganz richtig. Jedenfalls scheinen das alles Entwicklungen zu sein, die die Kirchen nicht selbst kontrollieren oder gar verändern können, weswegen sie sich mit ihren eigenen Bordmitteln darauf einstellen müssen. Die EKD versucht das etwa in ihren elf Leitsätzen zur Zukunft der Kirche. Das Papier »Kirche auf gutem Grund« hat erhebliche Diskussionen innerhalb der evangelischen Kirche ausgelöst, an die ich selbst gar nicht anschließen möchte oder auch könnte. Ich möchte das Papier vielmehr als ein Dokument lesen, an dem man ablesen kann, was für eine Art von Gesellschaft die Kirche in diesem Papier imaginiert. Ich lege dabei die Unterscheidung von System und Umwelt zugrunde: Gehandelt werden kann nur im System, und aus der Perspektive des Systems erscheint die Umwelt stets aus der eigenen Binnenperspektive. Das imaginierte Außen ist eine Innenperspektive. Insofern wage ich einen Blick von außen auf das Verhältnis von innen und außen.

Um es deutlich zu sagen: Die EKD reagiert auf die von ihr wahrgenommene gesellschaftliche Veränderung ganz ähnlich wie andere Organisationen, die ihre Umwelt als Generator ihrer eigenen Krise wahrnehmen. Zunächst sind Organisationen soziale Gebilde, die sich selten aus eigenem Antrieb verändern, denn das ist zunächst ihre Funktion: innere Abläufe, Zuständigkeiten, Verfahren mit einer gewissen Beharrlichkeit auszustatten und auf Dauer zu stellen. Ein Veränderungsstimulus muss also in der Lage sein, die internen institutionalisierten Abläufe und Entscheidungen infrage zu stellen. Die äußere Störung muss als innere Störung wahrnehmbar werden – und Reaktionen sind dann Fleisch vom Fleische des Eigenen.

Geht man die elf Leitsätze durch, wird deutlich, wie die Kirche ihre gesellschaftliche Umwelt wahrnimmt. Sie beobachtet, dass diese Gesellschaft weniger entgegenkommende Bedingungen anbietet, weswegen man einen »Rückzug aufs Kerngeschäft« empfiehlt – das machen Organisationen in solchen Situationen stets, um dann an sich selbst festzustellen, dass das eher das Problem als die Lösung ist. Denn was ist das Kerngeschäft? Das lässt sich nicht so einfach sagen. Nur die Verkündigung, nur das im engeren Sinne religiöse Kerngeschäft? Was gehört eigentlich nicht dazu? Kann es überhaupt etwas geben, das nicht dazu gehört? Ist Allzuständigkeit nicht auch ein Selektionsprinzip? Und lässt sie sich im Falle des Kirchlichen wegdefinieren?

Besonders eindrücklich ist die Verwunderung über die Erfahrung mit der umgebenden Gesellschaft im Kapitel über die Frömmigkeit. Hier wird interessanterweise weniger auf das Innenleben der Gläubigen rekurriert, sondern auf Wissen. Man sieht, dass nicht einmal mehr das Wissen darüber vorhanden ist, wie man Frömmigkeit in kircheninternen verarbeitbare Formen bringen kann. Die Kirche erlebt eine Gesellschaft, für die sie nicht einmal mehr ein Traditionspeicher ist – umso mehr muss sie genau das tun: die Tradition speichern, die sie unterscheidet.

Ähnliches stellt sich im Punkt über Mission ein. Man spricht hier von Interaktion und Rückkopplung – Mission soll ein zweiseitiger Prozess sein. Solche Sätze sagt man in einer Gesellschaft, die sich mit expliziten Asymmetrien schwertut, ohnehin. Aber hier erlebt die Kirche eine Gesellschaft, die nicht auf sie wartet, sondern der man Schnittstellen anbieten muss, damit es überhaupt zu Kommunikation kommt, um dann zu erleben, dass man die Gesellschaft offensichtlich nicht beeindrucken kann – allenfalls mit Dingen, die vielleicht erst auf den zweiten Blick wie das Proprium ihrer Aufgaben erscheint, als gesellschaftspolitischer Spieler etwa, was dann von vielen internen Beobachtern bisweilen für die Ursache der Misere gehalten wird.

Das EKD-Papier arbeitet am eigenen Grenzregime und stellt fest, dass die eigenen internen Mitgliedschaftsbedingungen keine Parallele außerhalb mehr finden, was sich spätestens in einer Generation verschärfen dürfte, in der nicht einmal mehr die Eltern von Kindern jene

Kontinuität erzeugen können, weil auch deren Mitgliedschaft nicht wie von selbst vorausgesetzt werden kann. Deshalb schlägt das Papier niedrigschwellige Formen der Mitgliedschaft vor, also eine Art Zugehörigkeit ohne explizite Zugehörigkeit, was ökumenologisch Reichum versprechen könnte, aber organisatorisch und fiskalisch die eigenen Möglichkeiten einschränkt. Natürlich setzt man auf niedrigschwelligere digitalisierte Ansprache und auf ökumenische Pluralität. Und was über die Binnenverhältnisse gesagt wird, Konkrete sind die Binnensituationen, die schlanker werden, Flexibilisierung, mehr Arbeitsteilung, Bündelung von Kompetenzen und weniger Hierarchie. Was soll man sonst sagen?

Das Papier konfrontiert sich mit einer Widersprüchlichkeit, nämlich mehr Kirche werden zu wollen und zu müssen, in einer Gesellschaft, die offenbar auf Kirchlichkeit leichter verzichten kann als zuvor. Für die evangelische Kirche liegt eine Form der Selbstberuhigung nahe, oder besser: Man kann sich die Entwicklung ein wenig selbst zurechnen und darin eine gewisse Erfüllung eines Auftrags entdecken. Der Protestantismus, so würde die These lauten, habe selbst so sehr zur Rationalisierung und Individualisierung, katholisch würde man sagen: Verweltlichung des religiösen (Er-)Lebens beigetragen, dass er sich zumindest partiell selbst in Gefahr bringt. Das Schicksal des quantitativen und ressourcenförmigen Schrumpfens könnte man dann zu einer Art historischer Erfüllung des eigenen Auftrags rationalisieren. Das steht nicht in den elf Thesen, aber es könnte zumindest eine Art evangelische Selbstberuhigung sein, die dem Katholizismus nicht zur Verfügung steht.

Aber sieht man genau hin, haben sich die Verhältnisse geändert. Das Schwinden von Kirchlichkeit bedeutet keineswegs ein Verschwinden und schon gar nicht eine Rationalisierung des religiösen Erlebens. Ganz im Gegenteil ist eine eher am Spirituellen, eher am Amorphen, eher an der Partikularerfahrung orientierte Form der

religiösen Erfahrung zu registrieren. Das ist für die Religionssoziologie kein neuer Befund: Das Besondere der religiösen Kommunikation besteht darin, dass man mit großer Bestimmtheit auf die Unbestimmtheit des Lebens hinweist. Wenn religiöse Kommunikation vor allem mit der Bewältigung von Unbestimmtheit zu tun hat, für die Kirchen eine bestimmte oder bestimmbare Form finden, so muss man wohl konzedieren, dass für die Kirche die Gläubigen zu wenig Bestimmtheit erwarten, während diesen die Kirche mit zu viel Bestimmtheit daherkommt. Es ist also nicht mehr die alte Diagnose, dass der Protestantismus so sehr zur Rationalisierung der Gesellschaft beigetragen hat, dass er sich selbst überflüssig gemacht hat, sondern anders: Die Gesellschaft wird amorph religiös, sodass das Kirchliche womöglich als zu rationale Insel des Religiösen erlebt wird.

Gibt es daraus einen Ausweg durch Selbstveränderung für die Kirche? Zumindest erlebt diese Organisation – wie Organisationssysteme stets –, dass sie nur sich selbst, aber nicht ihre gesellschaftliche Umwelt verändern kann. Kirchen können eigentlich nur an ihrer Organisation drehen, und das, was sie eigentlich organisieren wollen, bleibt für sie relativ schwer zugänglich. Kirche kann die Gesellschaft nicht ändern. Das gehört ohnehin zur Selbsterfahrung von Organisationen und ihrer Führung. Universitäten können ihre Strukturen reformieren, Gelder umlenken, für große oder kleine Verbände sorgen, aber sie können nicht per Beschluss die Forschung verbessern. Unternehmen machen dasselbe, um kreative Geschäftsideen zu generieren, aber einen direkten Zugriff darauf haben sie nicht. Und Kirchen können das, worum es geht, nämlich den Glauben zu stärken, letztlich nicht organisieren – sie können Papiere schreiben und auf jenen Geist hoffen, der in der Trinität die wohl unbestimmteste Form der Personalität Gottes ist.

Konkret steht die Kirche und stehen die Kirchen vor einer schwierigen Situation. Sie müssen einerseits versuchen, auf Ressourcenschwund mit nachgerade alternativlosen Mitteln zu reagieren, andererseits müssen sie sich auf religiöses Erleben und auf religiöse Bedürfnisse einstellen, die aus kirchlicher Sicht eher amorph erscheinen und kaum an eigene Traditionsbestände anchlussfähig sind. Das schließt Seelsorge für ein solches Publikum nicht aus, stärkt aber nicht unbedingt die kirchliche Bestimmtheit – und wahrscheinlich wird die Gesellschaft in absehbarer Zeit darauf eher verzichten. Es stellt sich also die radikale anmutende Frage, ob Kirche Kirche (in der gewohnten Form) bleiben kann, wenn es ihr gelingt, religiös anchlussfähig zu werden. Ökumenologisch lässt sich die Frage ganz sicher bejahen, denn der Heilige Geist lässt sich nicht kirchensteuerrechtlich und wohl auch nicht historisch lehrfest einhegen, aber ob sie sich organisatorisch und ressourcenökonomisch bejahen lässt, steht auf einem anderen Blatt.

Grundlage für diesen Essay ist ein Vortrag Armin Nassehi beim Zukunftsforum der Evangelischen Kirche in Deutschland Mitte September 2020.



Armin Nassehi, 60 Jahre, ist Professor für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Seit Oktober 2020 ist Nassehi zudem Fellow der Konrad-Adenauer-Stiftung. Von der Stiftung wurde Nassehi für das »produktive Infragestellten unserer eigenen Arbeit« verpflichtet, sagte deren Vorsitzender Norbert Lammert.